

# Telefonieren als besondere Form gedehnter Äußerung und die Veränderung von Raumbegriffen im frühen 20. Jahrhundert

---

WERNER KONITZER

## 1. Eigenarten gedehnter Äußerungen

Wohl die meisten derjenigen Besonderheiten unserer Konzeptualisierungen räumlicher Gegebenheit, von denen man vermuten könnte, dass sie erst mit der »leichten Möglichkeit des Telefonierens« in die Welt gekommen sind, lassen sich wahrscheinlich angemessener in Verbindung bringen mit der bereits viel früher ausgebildeten Fähigkeit, Äußerungen über räumliche und zeitliche Entfernungen hin zu dehnen.<sup>1</sup> Bereits Tiere können Spuren lesen und »setzen«; aber die für den Menschen charakteristische

1 | Konrad Ehlich hat, um die Besonderheit der brieflichen, der telegrafischen, der schriftlichen Kommunikation in pragmatischer Hinsicht zu beschreiben, den Begriff der zerdehnten Sprechsituation eingeführt. Ich ändere hier den Terminus deshalb ein wenig ab, weil der Begriff, so wie Ehlich ihn vorschlagen hat, allzu sehr die Auffassung einer vorgegebenen Situation suggeriert. Gewiss, wenn die Leitungen einmal gelegt, die Postwege eingerichtet sind, dann erscheinen die Formen gedehnter Äußerung allein als Mittel, in einer bestimmten Situation, die durch die raumzeitliche Abwesenheit anderer Kommunikationspartner charakterisiert ist, eine Verbindung herzustellen. Andererseits aber ist diese Situation, in der die gedehnte Äußerung als bloßes Mittel zur Herstellung einer durch raumzeitliche Entfernung zerrissenen Verbindung erscheint, nicht schlicht vorgegeben, sondern von der Äußerungsform mit bestimmt. Vgl. dazu Konrad Ehlich: »Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation«, in: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.), Handbuch Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung, Berlin, New York 1994, Band I, S. VIII.

Art, Äußerungen zu dehnen, ist von strukturell anderer Beschaffenheit. Menschliches Sprechen, so verschieden es auch sein und welche Verästelungen es auch annehmen mag, geschieht immer vor dem Hintergrund der Möglichkeit, Sätze, *Propositionen* zu gebrauchen.<sup>2</sup> Wir sagen von etwas aus, dass es ist oder nicht ist, dass es sein oder nicht sein soll.<sup>3</sup> Allein das zeigt an, dass wir nicht wie Tiere oder sehr kleine Kinder in Wahrnehmungssituationen eingesponnen sind. Vielmehr ist die Wahrnehmungssituation, in der wir uns jeweils gerade befinden, für uns Sprechende immer eine unter möglichen anderen: Wer von einer Sache sagt, sie sei grün, rund oder wässrig, *muss* diese nicht wahrnehmen, um sie als so oder so beschaffen beschreiben zu können.

Dass wir Abwesendes auf diese Weise charakterisieren oder klassifizieren können, hängt mit der Funktionsweise derjenigen sprachlichen Zeichen zusammen, durch die wir auf etwas als Einzelnes, Besonderes, von anderem Unterschiedenes Bezug nehmen können. Wir verwenden dabei nicht einzelne Zeichen, sondern ganze Gruppen verschiedener Symbole, die auf verschiedene Art fungieren und in der Verwendung spezifisch miteinander verbunden sind: Wir sagen »dies«, um etwas, das vor unseren Augen steht, unmittelbar für die Wahrnehmung anderer hervorzuheben; wir übersetzen das »dies« in ein »dort«, wenn wir den Platz wechseln, oder in ein »soeben«, wenn hinreichend und signifikant Zeit vergangen ist. Und wir müssen, wenn wir aus einer Situation heraus sprechen, die mit der ersten nicht mehr unmittelbar verbunden ist, diese subjektiv lokalisierenden oder temporalisierenden Ausdrücke wiederum durch objektiv lokalisierende oder temporalisierende Kennzeichnungen ersetzen: Wir sagen »x befindet sich etwa 200 Schritte von y in der und der Richtung«. Diese objektiv lokalisierenden Ausdrücke bringen das Gemeinte in ein System von zueinander in festen Relationen stehenden Raum- bzw. Zeitstellen, die wir wiederum

**2 |** Zum Folgenden vgl. Ernst Tugendhat: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt am Main 1976; ders./Ursula Wolff: Logisch-semanticke Propädeutik, Stuttgart 1983. Ein anthropologisches Konzept, das die Bedeutung der Situationsenthobenheit der menschlichen Existenz in den Mittelpunkt stellt, hat bereits Plessner entwickelt. Vgl. Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin, New York 1975. Plessner geht jedoch von der Untersuchung der Schicht des Verhaltens aus und thematisiert die Besonderheiten der menschlichen Sprache nicht eigens. Daher tritt bei ihm vor allem die Situationsenthobenheit hervor; die korrelative Situationsbezogenheit vermag er hingegen nicht angemessen zu fassen. Hier bleibt sein Ansatz an den Gegenstandsbegriff gebunden; die Eigentümlichkeit der Verwendung von räumlich und zeitlich lokalisierenden singulären deiktischen Termini kann er so nicht beschreiben.

**3 |** Auch die Möglichkeit dieser Unterscheidung ist an den Satzgebrauch gebunden.

nicht als solche, sondern nur indirekt, durch die Zuordnung von Ereignissen oder in irgendeiner Form wahrnehmbaren Raumgestalten zueinander bezeichnen können – Gestalten, die wir durch eine besondere Art von Prädikaten, Sortale (ein Tag, ein Berg, ein Fluss) genannt, klassifizieren.<sup>4</sup> Für die Verwendung von solchen Sortalen ist charakteristisch, dass sie sich nur auf das Ganze, nicht aber auf die Teile einer räumlichen Konfiguration oder einer zeitlichen Gestalt anwenden lassen. Diese wiederum werden Koordinatensystemen zugeordnet, in denen wir hervorgehobene Punkte durch Eigennamen benennen – Ausdrücke wie *Die Französische Revolution* oder *Christi Geburt* in zeitlicher Hinsicht, *der Mount Everest*, *der Rhein* oder *die Nordsee* in räumlicher Hinsicht.

Die grundlegende Struktur unserer Sprache bringt also bereits mit sich, dass »der Raum«, »in« dem wir uns als Sprecher der menschlichen Sprache befinden, nicht der unmittelbare Wahrnehmungsraum ist, sondern der Bereich möglicher räumlicher Bezugnahme überhaupt. Anders ausgedrückt: Sprache ermöglicht es, dass wir immer zugleich situationsenthaben und situationsbezogen existieren, dass wir uns also aus der jeweiligen Wahrnehmungssituation heraus auf andere Wahrnehmungssituationen beziehen können, in denen wir uns gerade nicht befinden, dass wir diesen Bezug jedoch auch verfehlen oder außer Kraft setzen können.

Das System raumzeitlicher Bezugnahme, das in diesem Gebrauch von Sätzen impliziert ist, setzt zunächst einmal nur Wesen voraus, die sich in verschiedene Richtungen bewegen und dabei eine Anlage zum Gedächtnis haben; es verlangt nicht notwendig auch die Fähigkeit, sich in raumzeitliche Ferne hinein zu äußern und sich über raumzeitliche Entfernungen hinweg zu verständigen, also Äußerungen räumlich und zeitlich zu *dehnen* oder sie durch die Zeit hindurch andauern zu lassen (wozu wir tatsächlich in der Lage sind). Daher erscheint es angemessen, beide Strukturen voneinander zu trennen: auf der einen Seite die des Ineinanderwirkens von subjektiv-lokalisierenden und objektiv-lokalisierenden Ausdrücken, die auf der geregelten Wiederholung von Zeichenäußerungen beruht und ohne die wir Sätze weder verstehen noch gebrauchen könnten, und auf der anderen Seite die der besonderen Formen der Dehnung bzw. des Andauernlassens von Äußerungen. Ich befasse mich im Folgenden nur mit der Struktur der Dehnung, nicht mit der des Andauernlassens von Äußerungen.

Eine Äußerung zu dehnen, ist nicht gleichbedeutend damit, sie einem anderen gegenüber zu wiederholen. Wer etwas weitersagt, ohne anzugeben, woher das Gesagte stammt, sagt etwas, als sei es seine eigene Aussage. Und auch wer sagt, wo und von wem er es vernommen hat, *berichtet* vielleicht von einer Äußerung, ist dadurch aber nicht ihr »Überbringer« in dem Sinne, wie es für Botenkommunikation charakteristisch ist. Erst dann, wenn jemand etwas einem anderen mit dem Geheiß sagt, es einem Dritten wei-

4 | Zum Begriff des Sortals vgl. E. Tugendhat: Vorlesungen, S. 453f.

terzusagen, erstreckt sich ein- und dieselbe Äußerung in Raum und Zeit. Sie geht von einem Sender aus, legt einen verfolgbaren Weg in einer angebbaren Zeit zurück, um schließlich an einem anderen Ort und/oder zu einer anderen Zeit einen Empfänger zu erreichen, der sie entgegennimmt und auf sie und keine andere antwortet. Aus diesem Grunde erfordert die gedehnte Äußerung eine *ausdrückliche* Bezugnahme auf Raumzeitstellen: Der Bote muss wissen, wo derjenige, dem er die Botschaft bringen soll, zu finden ist. Sie setzt damit die geschilderte Verwendung von lokalisierenden Ausdrücken voraus; es wäre falsch anzunehmen, dass diese erst mit der spezifischen Form der Äußerungsdehnung erworben werden können.

Die Praxis gedehnter Äußerung bewirkt eine Ablösung des Mitteilungshandelns vom Handeln in der unmittelbar-leiblichen Umgebung: Wer sich der Botenkommunikation bedient, kann an dem Ort bleiben, an dem er ist, und zugleich einem anderen, weit entfernten Menschen etwas mitteilen; der Weg, den die Äußerung nimmt, verschwindet aus seinem Blickfeld.<sup>5</sup> Durch diese Praxis wird das Sichäußern zu jemandem hin zugleich zu einem eigenen und leicht identifizierbaren Handlungstyp, der aus dem Überbringen oder Übertragen einer Sache zum Zweck der Mitteilung besteht;<sup>6</sup> meist wird eine Zeichenkette übertragen; und es ist natürlich möglich, dass diese Zeichenkette auch Zeichen enthält, die einen Raumbezug herstellen – etwa sprachliche Ausdrücke wie »hier« und »dort drüben« –, die ihren Sinn in der Übertragung verlieren und im Verstehensvorgang dann durch andere ersetzt, also kontextualisiert werden müssen.

Bringt schon die Praxis der Verwendung von Aussagesätzen und Imperativen mit sich, dass wir uns auf den besonderen Ort, an dem wir uns gerade befinden, aus der Perspektive anderer Orte heraus beziehen, so ermöglicht schon die Praxis gedehnter Äußerung ganz allgemein, dass Menschen die Erfahrung machen können, dass und wie individuelle sprachliche Äußerungen als raumzeitliche Ereignisse an einem von dem Ort erster Aussage weit entfernten räumlichen Ort verstanden werden können; sie verlangt, das Mitgeteilte auf dieses Verstehen hin zu entwerfen und anhand der besonderen Missverständnisse zu korrigieren, die sich aus der Veränderung des räumlichen Kontextes ergeben. Und schließlich ist auch schon mit einer besonderen Form dieser Praxis, nämlich dem Telegraphieren, die Möglichkeit geschaffen, dass sprachliche Äußerungen sich innerhalb eines *sehr kurzen und vernachlässigenswerten* Zeitraumes von einem an einen anderen Ort versenden lassen, um dort entgegengenommen und eventuell verstan-

5 | Im Fall des Telegraphen legt dann auch kein Bote mehr den Weg zurück, sondern durch eine Leitung wird ein Signal weitergegeben; der durchmessene Raum wird also gewissermaßen unsichtbar.

6 | Beim Telegraphen ist es ein wenig anders; die Telegraphencodes zerlegen den Mitteilungsvorgang in Einheiten, die gewissermaßen quer zu den Klassifizierungen und Zerteilungen liegen, die durch die schriftliche Darstellung gegeben sind.

den zu werden, sodass der zurückgelegte Weg sich nicht mehr in der Erfahrung längerer Wartezeit darstellen muss; und auch die Möglichkeit, auf das Gesendete sofort und ohne nennenswerten Zeitverlust zu antworten, gibt es bereits mit dem Telegraphen.

## 2. Einige Überlegungen zu einer Phänomenologie des Telefons

Die wenigen Worte, auf die Proust seine Darstellung der ersten Erfahrungen mit dem Telefon, das 1876 auf der Weltausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt worden war, zulaufen lässt: *wirkliche Gegenwart einer nahen Stimme – bei tatsächlicher Trennung*<sup>7</sup> geben bereits einen Eindruck von der Besonderheit des Telefons gegenüber den vielen hergebrachten Formen gedehnter Äußerung vom Botenstab über den Brief bis hin zum elektrischen Telegraphen. Sie werfen ein erstes Licht auf die besondere Art, in der das Telefonieren unsere Einbindung in eine räumliche Ordnung verändert und damit auf neue Weise zum Erscheinen gebracht hat. Tatsächlich ist das, was wir am Telefon hören, eine bis zu uns hin reichende physikalische Wirkung der Stimme des Anderen. Von der Bewegung der Stimmorgane über die Bewegung der Teilchen der Luft, der Bewegung der Membranen, den elektromagnetischen Wellen, die durch die Leitung weitergegeben werden, bis hin zu den Schwingungen unseres Trommelfells reicht eine lückenlose Kausalkette. Aber weitaus mehr als um die technische Konstruktion geht es Proust um die phänomenalen Gegebenheiten. Das Telefon erweckt – und das tritt besonders deutlich heraus, wenn wir es mit der ansonsten recht ähnlichen Form einer telegraphischen Verbindung vergleichen – durch die Erfahrung der Nähe der Stimme zugleich den Eindruck der Erfahrung von großer Nähe des anderen Menschen, die mit dem gleichzeitigen Wissen von räumlicher Entfernung eigentümlich verquickt ist.

Proust nennt das, was hier von der Umgebung des Anderen gegenwärtig ist, »Stimme«. Seine Ausdrucksweise ist an dieser Stelle nicht ganz präzise, denn auf unserer Seite des Telefons hören wir ja die Wiedergabe all jener Geräusche, die in der Umgebung des anderen Fernsprechers auftreten, und nicht allein die derjenigen Geräusche, die von den Stimmorganen erzeugt werden. Der Unterschied ist gravierend. Wenn wir hier McLuhans Gedanken zu Hilfe nehmen und die technischen Medien so betrachten, als seien sie Erweiterungen menschlicher Organe, tritt er deutlicher hervor: Das Modell, das auf das Telefon passt, sind gerade nicht die Sprechorgane, sondern das Ohr; wäre es anders, dann hätte die Konstruktion des Appara-

7 | Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Die Welt der Guermantes I, Frankfurt am Main 1978, S. 175. Zur Beschreibung des Erlebens des Anderen am Telefon vgl. die gesamte Passage ebd., S. 173-179.

tes, so wie Reis es vorhatte, auf einer Analyse der Bewegung der Stimmorgane beruht, und man hätte einen Apparat konstruiert, der deren Bewegung nachahmt und ihre Wirkung an einen räumlich entfernten Punkt überträgt. Der Apparat jedoch, der dann tatsächlich entwickelt wurde und sich im Gebrauch durchgesetzt hat, funktioniert anders: Er besteht aus einer Membran, die die Bewegung im Medium der Luft aufzufangen und anzuzeigen in der Lage ist, dazu einer Vorrichtung, die die Bewegung dieser Membran in elektromagnetische Wellen umformt, einer Leitung, die sie weitergibt, und schließlich am anderen Ende einer weiteren Vorrichtung, die die elektromagnetischen Wellen wieder in die Bewegung einer Membran umsetzt und so Schallwellen erzeugt, die denjenigen am Senderort ähneln. Wir haben es (um ein letztes Mal McLuhans Metapher zu benutzen) also eher mit zwei Ohren zu tun, die in gegensinniger Richtung auf die akustische Umgebung des jeweils anderen, an einem räumlich entfernten Ort liegenden Ohres gerichtet sind. Und wir sehen nun auch, an welcher Stelle die Metapher der *extensions of men* nicht mehr trägt: Wir haben es nicht mit einer einfachen, sondern mit einer gewissermaßen gebrochenen Erweiterung zu tun. Es werden nicht *unmittelbar* die Hörorgane der beiden Vernehmenden verlängert, denn im Unterschied zum Ohr besteht das Telefon ja gewissermaßen aus zwei Verbindungen *je zweier* Membranen (wie immer dann die tatsächliche technische Konstruktion aussehen mag). Das heißt, wie man mit einem Ausdruck von Fritz Heider<sup>8</sup> sagen kann, dass am Empfängerort ein *mediales Abbild* des am Senderort Hörbaren erzeugt wird. Dieses Abbild ist, anders als das vom Ohr unmittelbar Vernommene, die *Hörempfindung*, jedem zugänglich, der sich in der Nähe des anderen Telefonhörers befindet.

Diese Form der medialen Abbildlichkeit teilt das Telefon mit einem anderen technischen Medium, das kurz nach ihm entstanden ist und dessen Funktionen es eine kurze Zeit vorwegnahm: dem Radio. Beide übertragen mediale Abbilder. Bezogen auf die Sprecherseite am Telefon bedeutet das: Der Telefonteilnehmer ist nicht einfach Sprecher. Er kann auch Geräusche machen und Geräusche seiner Umgebung übertragen lassen. In dieser Hinsicht verbindet der Telefonteilnehmer die Rollen von Aufnahmeleiter und Rundfunksprecher, ohne ganz in die eine oder andere zu verfallen. Bezogen auf die Hörerseite am Telefon bedeutet das: Der telefonische Zuhörer ist nicht einfach ein gewöhnlicher Zuhörer bei einer sprachlichen Äußerung. Er hört in einen »akustischen Raum« hinein, der abbildlich strukturiert und fern von ihm ist und bedeutende Unterschiede zum gewöhnlichen akustischen Raum aufweist.

Geradezu eine Revolution gegenüber den hergebrachten Formen gedehnter Äußerungen stellt das Telefon aber deshalb dar, weil es die Form

8 | Zum Begriff der medialen Abbildlichkeit vgl. Fritz Heider: »Ding und Medium«, in: *Symposion* 1 (1927), 109-157.

medialer Abbildlichkeit mit der der wechselseitigen Übertragung verbindet und sie so auf eine außerordentliche direkte Form in unsere Kommunikation einfügt. Das ist vielleicht der Grund dafür, dass die Frage, *wo* und *an welchem Ort* das Telefongespräch *eigentlich* stattfindet, bei vielen Menschen leicht Verwirrung auslöst. Ein Beobachter nämlich, dessen Augen scharf genug wären, um auch die Bewegungen der Membran wahrzunehmen, und der ein so gutes Gehör hätte, dass er aus dem Lärm der Welt das akustische Material des Telefongesprächs herausfiltern könnte, würde gleichsam *zwei* Gespräche wahrnehmen, die an zwei verschiedenen, voneinander mehr oder weniger weit entfernten Orten stattfinden. Diese Gespräche, so würde er wahrnehmen, ereignen sich gleichzeitig und haben einen hohen Ähnlichkeitsgrad. Sie finden jeweils zwischen einem Teilnehmer und einer sich bewegenden Membran statt, und der eine Teil eines Gespräches ist jeweils ein akustisches Abbild einer Hälfte des anderen Gesprächs. Als Gesprächsteilnehmer aber sehen wir es anders: Weil wir auf das, was wir hören, zugleich antworten können, und während wir noch antworten, zugleich das Hören des Anderen zu vernehmen glauben, nehmen wir nur ein einziges Gespräch wahr; einen geteilten Wahrnehmungsraum, der sich gewissermaßen in der Leitung, irgendwo in dem dunklen Raum etwa zwischen Hamburg und Berlin befindet, während die Personen, die ihn miteinander teilen, sich zugleich an Orten befinden, die räumlich voneinander getrennt sind, und ihren konkret-anschaulichen Umgebungsraum nicht miteinander teilen.

### 3. Verschiedene Möglichkeiten der Veränderung von Raumbegriffen

Wir können den Ausdruck »Raumbegriff« in einer so weiten Bedeutung gebrauchen, dass wir von jemandem, der räumlich lokalisierende Ausdrücke wie »hier«, »dort« und »in dieser Stadt« verwendet, sagen, er habe einen bestimmten Raumbegriff – in diesem Sinne spricht etwa Piaget von der Herausbildung des Raumbegriffs beim Kinde. Auch viele Praktiken des Dehnens von Äußerungen könnte man in diesem weiten Sinne als Momente eines elementaren Raumbegriffs ansehen. Von Raumbegriffen in einem engeren Sinne sprechen wir, wenn wir die wissenschaftlichen Erklärungen und philosophischen Deutungen dieser Begriffe und der in sie eingebundenen Erfahrungen betrachten; etwa wenn wir den Raumbegriff der euklidischen Geometrie mit dem der nacheuklidischen Mathematik oder die Erörterungen Kants über den Raum als äußere Form der Sinnlichkeit mit der Darstellung der »Räumlichkeit« der Welt in den entsprechenden Paragraphen von Heideggers »Sein und Zeit« vergleichen. Mit der Veränderung von Raumbegriffen, die das Telefon mit sich gebracht hat, können also einmal Veränderungen in diesem elementaren Bereich gemeint sein: Die

Entwicklung des Telefons und seine Implementierung in die gesellschaftliche Kommunikation *ist ja* unmittelbar eine Modifizierung der Praxis gedehnter Äußerungen. Wir können aber auch danach fragen, welche Veränderungen das Telefon für unser *Verständnis* von räumlichen Zusammenhängen und Ordnungen des Weiteren mit sich gebracht hat. Wir fragen dann nach dem Wandel der »theoretischen« Begriffe »vom Raum«, seien sie alltäglich, wissenschaftlich oder philosophisch, und danach, in welcher Beziehung dieser Wandel zu der Entwicklung der Praktiken gedehnter Äußerungen steht. Ich werde zwei Veränderungen im Bereich der theoretischen Begrifflichkeit untersuchen und sie mit jeweils einer Eigenheit der telefonischen Kommunikation in Verbindung bringen, indem ich frage, ob und in welcher Form diese Eigenart der telefonischen Kommunikation eine Bedingung für die Verwendung dieser neuartigen Begriffe bereitstellt. Die eine Veränderung im begrifflichen Bereich ist das Heraustreten des »gelebten Raumes« als einem »dritten Bereich« zwischen homogenem Raum und Raumempfindung; dabei werde ich mich auf den Zusammenhang mit der Praxis medialer akustischer Abbildlichkeit überhaupt konzentrieren. Die andere Veränderung ist das Verschwinden des Raumes aus dem Kommunikationsbegriff in der Soziologie Luhmanns. »Kommunikation« wandelt sich von der theoretisch gefassten Beschreibung der Übertragung eines gegebenen Inhaltes von einer Raumstelle zur anderen zum Konzept des Prozessierens eines Unterschiedes zwischen Information, Mitteilung und Verstehen. Diese Veränderung werde ich im Hinblick auf die Eigenheit des Telefons betrachten, wechselsinnige und gleichzeitige Übertragung medialer Abbildung zu sein.

#### **4. Der Begriff des gelebten Raumes und die mediale Abbildlichkeit von Geräuschen**

In der philosophischen Diskussion der Raum- und Zeitbegriffe kommt im beginnenden 20. Jahrhundert eine neue Dimension zur Sprache. Ihre Erfassung ermöglicht es einer Reihe von Autoren, die vormalig grundlegende Unterscheidung von Subjekt und Objekt zu unterlaufen und schließlich unsere symbolische, enger dann sprachliche Bezugnahme auf den Raum als konstitutives Moment von Räumlichkeit zu betrachten. Diese methodische Operation ist von so weit reichender Bedeutung, dass man wohl sagen kann, dass auch noch die sprachanalytischen Zugriffe, die sich auf den wittgensteinschen Ansatz bei der Verwendung sprachlicher Ausdrücke beziehen, ohne einen solchen vorbereitenden Schritt nicht denkbar gewesen wären. Ganz allgemein kann man ihn so beschreiben, dass zu den beiden Begriffsfeldern, die sich um die Pole der Raumerfahrung herum gebildet hatten, denen des homogenen und objektiven Raumes einerseits und des



empfundene andererseits, ein drittes hinzugefügt wurde: das des »gelebten« und »erlebten« Raumes.

Dem homogenen Raum ist eigentümlich, dass »kein Punkt« vor einem anderen bzw. »keine Richtung« vor einer anderen »ausgezeichnet« ist; er hat »keinen natürlichen Koordinaten-Mittelpunkt« und ist »in sich ungegliedert und durch und durch gleichmäßig.«<sup>9</sup> Auf den empfundenen Raum, der diesem homogenen Raum als unmittelbares Korrelat gegenübersteht, nehmen wir dann Bezug, wenn sich das, was wir empfinden und als Empfundenes ausdrücken, am tatsächlich Gegebenen, das heißt Messbaren und Gemessenen korrigiert, etwa wenn man sagt: »Heute kommt mir der Weg nach Hamburg viel weiter vor als sonst« – oder wenn man darüber spricht, dass das menschliche Gesichtsfeld eine räumliche Tiefenstaffelung aufweist, die mit der Zentralperspektive nur annähernd, aber nicht vollkommen übereinstimmt. »Empfunden« in dieser Weise ist ein Raum, der »als solcher schon unabhängig von der Weise seines Erlebtwerdens da ist, wo sich der Zusatz »erlebt« also nur auf die subjektive Färbung bezieht, die sich dem Raum überlagert.«<sup>10</sup>

Für den gelebten Raum, den von den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts an viele Autoren<sup>11</sup> zu beschreiben beginnen und den manche zu einem »ursprünglichen« oder »primären« Raum erklären, gelten weder diese Bestimmungen des »empfundene« noch die des homogenen Raumes. Von dem empfundenen unterscheidet er sich, weil er dessen unmittelbare Bezogenheit auf den homogenen Raum nicht teilt, von dem homogenen dadurch, dass er dennoch subjektiv strukturiert ist, allerdings in besonderer Weise. Es gibt in ihm nämlich durchaus einen »ausgezeichneten« Mittelpunkt; die Gegenden und Orte in ihm sind »qualitativ unterschieden und inhaltlich gegliedert«; er weist »scharfe Grenzen« und »ausgesprochene Unstetigkeiten«<sup>12</sup> auf. Auch wird er als »nicht wertneutral« verstanden, sondern durch »Lebensbeziehungen fördernder wie hemmender Art auf den Menschen bezogen«.<sup>13</sup>

Bekannt sind vor allem die Beschreibungen Heideggers, der seine Analyse der »Räumlichkeit des Daseins« von der Analyse der Räumlichkeit des »innerweltlich Zuhandenen« her entfaltete. Deren Beschreibung ist inso-

9 | Vgl. Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum, Stuttgart 1963.

10 | Ebd., S. 18.

11 | Vgl. etwa Edmund Husserl: Ding und Raum, Vorlesungen 1907, Hamburg 1991; Eugene Minkowski: Le Temps vecu. Études phénoménologiques et psychopathologiques [1933], Brionne 1988; Maurice Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1974; sowie Martin Heidegger, Sein und Zeit, 15. Aufl., Tübingen 1979, S. 101ff.

12 | Vgl. O.F. Bollnow: Mensch und Raum, S. 17.

13 | Ebd., S. 18.

fern »subjektiv« gehalten, als die Kategorien, die sie verwendet, deiktische Ausdrücke wie »nah« und »fern« sind. Sie ist jedoch zugleich so verfasst, dass sie diese Ausdrücke nicht als unvollkommene Übersetzung der Bezeichnung von Raumpunkten in einem homogenen, für alle vorgegebenen Raum erscheinen lässt.<sup>14</sup> Vielmehr sind die subjektiv-lokalisierenden Ausdrücke wie »nah« (von mir) oder »fern« (von mir) auf »objektive« wie »in der Gegend von« oder »oben an der Decke« bezogen, sodass sich insgesamt eine Sprache räumlicher Bezugnahme erschließt, die der wissenschaftlichen Beschreibung vorgelagert scheint. Schließlich sind sie bezogen auf ein bewegliches Zentrum, sodass die Bewegung des Sprechers oder der Sprecher in Raum und Zeit in die Darstellung dieser Struktur von Räumlichkeit einbezogen ist.

Diese Erfassung eines »gelebten Raumes« erfordert nicht nur ein schlichtes Aufmerken auf die Bedeutung der raumhaften Beschaffenheit der konkret-anschaulichen Umgebung, sondern etwas qualitativ anderes: Sie verlangt eine neuartige Beschreibung des Verhältnisses von Symbolgebrauch, Verhalten und Umgebungsraum und eine veränderte Zuordnung geometrischen und physikalischen Wissens zu dieser vermeintlich »ursprünglicheren« Raumerfahrung. Wer sie beherrschen will, muss lernen, auf die Zuordnung der Dinge zu einem »objektiven« Raum zu verzichten, um dann den eigenen Raumsinn zu erfassen, der ihnen – abgelöst von ihrer Position in diesem Raum – allein durch ihre Bezogenheit auf eine bestimmte Lebenspraxis, auf ein besonderes Verstehen zukommt.

Wie weit zeichnet die medial-abbildliche Aufzeichnung und Übertragung die Verwendung von Begriffen vor, die für diese Art von Beschreibungen erforderlich sind? Wie weit macht sie Unterscheidungen möglich, die in diesen vorausgesetzt werden? Eine *Geräuschaufzeichnung* ist so etwas wie eine akustische Fotografie oder ein akustischer Film. Strukturell gleicht die Erfahrung der Geräuschaufzeichner nämlich derjenigen der Fotografen bzw. Filmtechniker und -regisseure, und zwar in zumindest einer Hinsicht: Ihr Ausgangsmaterial ist die – visuelle oder akustische – Beschaffenheit einer Wahrnehmungssituation, ihr Produkt ein Abbild, das aus dieser Situation erzeugt, im einfachsten Fall gleichsam aus ihr »herausgeschnitten« wurde. Geräuschaufzeichner, Fotografen und Filmer haben in dem erzeugten Bild ein Kriterium für ihre Erinnerung an die aufgezeichnete Situation.<sup>15</sup> Dieses hilft ihnen, Situationen als Ausgangspunkt möglicher Aufzeichnungen sehen oder hören zu lernen, also in einer Umkehr das künftige (oder gegenwärtig übertragene) Bild in die gesehene oder gehörte Situation »hineinzusehen«. So wird es ihnen möglich, in der jeweiligen Wahrnehmungssituation zu unterscheiden zwischen dem, was sie »tatsäch-

14 | Vgl. M. Heidegger: Sein und Zeit, § 22, S. 102f.

15 | Genauer dazu: Werner Konitzer: Sprachkrise und Verbildlichung, Würzburg 1995, S. 146f.

lich« oder »rein« gehört oder gesehen, und dem, was sie durch Deutung, Erwartung und Erinnerung hinzugefügt haben.

Im Bereich des Akustischen wird diese Erfahrung von Hörspielautoren, Tontechnikern und Rundfunksprechern theoretisch reflektiert. In Bezug auf den räumlichen Aspekt kann man sie etwa so beschreiben: Weil ein akustisch-abbildlich übertragenes Geräusch zwar räumlichen Sinn hat, aber seine Einbettung in den visuell erfassbaren Raum ebenso wie sein unmittelbarer Bezug auf einen Raum unmittelbarer Greifbarkeit und Zugänglichkeit fehlt, erscheint den Autoren der übertragene akustische Raum zunächst als unvollständig oder ergänzungsbedürftig. Daher versuchen sie, das Nicht-Gesehene oder -Erfahrene irgendwie akustisch zu repräsentieren: Auftritte von Hörspielern werden angesagt und Orte durch Beschreibungen ausführlich charakterisiert. Das wirkt klobig und unverständlich. Dann aber zeigt sich in einem zweiten Schritt etwas, das man den räumlichen Eigensinn des Gehörten nennen kann: Man erfährt, dass ein Geräusch aus sich heraus seinen eigenen Raumsinn und seine eigene Atmosphäre erzeugt. *Seine eigene Atmosphäre*: Ein Geräusch, das dadurch einen »objektiven« Sinn hat, dass es eine bestimmte Stelle in einem Raum hat, in dem alle Ereignisse in einem allen Hörenden gemeinsamen Koordinatensystem eingezeichnet sind, verwandelt sich in ein Geräusch mit einem »rein subjektiven« Sinn, weil es sich um ein Gehörtes handelt, dem man sich nicht von einem anderen Ort aus nähern kann. *Seinen Raumsinn*: Wir wissen nicht mehr, wo sich die Person aufhält, deren Schritte wir hören, aber es sind *Schritte auf einer Straße*, sie *nähern sich*, und das Hundegebell in der Ferne fügt zu diesem Naheindruck den der Weite eines Raumes hinzu. So erzeugt jedes Geräusch aus sich selbst heraus einen neuen, »inneren« Raumsinn und im Zusammenspiel mit anderen ein eigenes phänomenales Raumerleben.

Weil das akustisch-medial Abgebildete aber nicht nur Abbild, sondern zugleich Spur des Gewesenen ist, lernen die, die mit dieser Technik umgehen, diese Abbildlichkeit am Ausgangsprodukt, nämlich dem tatsächlich Gehörten, der tatsächlich gegebenen akustischen Situation wahrzunehmen. Ganz ähnlich wie die Form des Briefeschreibens eine Analyse des Geäußerten vor dem Hintergrund einer Kontextänderung verlangt, so verlangt die medial-abbildliche Aufzeichnung eine bestimmte Form der Analyse des akustisch Gegebenen: die Zerlegung des »tatsächlich Erlebten« in das »Gehörte« und das »Gedeutete«. Die sprachliche Äußerung ist ein – wenn auch hervorragendes – Moment dessen, was auf diese Weise analysiert wird.

Wie diese Operation die Sichtweise auf die Logik der Raumbegriffe verändern kann, wird deutlich, wenn man darüber nachdenkt, wie sich die Übersetzungslogik der singulären deiktischen Termini im Falle von geschriebenen und medial-akustisch aufgezeichneten Äußerungen voneinander unterscheidet. Wie wir oben gesehen haben, weist der Ausdruck »hier« immer auf den jeweiligen Standpunkt des Sprechers hin; und immer wird der Ausdruck durch »dort« oder »da« ersetzt, wenn man denselben Ort von

einer anderen Perspektive aus bezeichnen will. Nun unterscheidet sich die akustisch-mediale Aufzeichnung von einer geschriebenen Äußerung dadurch, dass mit dem gesprochenen Laut zugleich ein »hörbarer Umgebungsraum« übertragen wird. Damit bieten sich in diesem Fall zwei deutlich verschiedene Übersetzungsfelder für das »Hier« an: die auf den »Entstehungsort« und die in Bezug auf den »phänomenalen Ort« des Sprechers. Man kann den Lernvorgang, den Hörspielautoren und Regisseure durchmachen, so beschreiben, dass sie lernen, von der einen Übersetzung auf die andere umzustellen: an die Stelle der Übersetzung in den objektiven Raum die Übersetzung in den phänomenalen Raum treten zu lassen. Dass dieser Raum nun als gelebter und nicht einfach als eine Komponente des empfundenen Raumes erscheint, liegt wohl daran, dass es sich um das Bild einer Bewegung handelt, das medial-abbildlich übertragen werden kann.

Was bei den Hörspielautoren und Rundfunksprechern ein reflektierter Erfahrungsschritt war, ist beim Telefonteilnehmer unreflektierte Erfahrung; unreflektiert deshalb, weil der medial-abbildliche Raum beim Telefon, anders als etwa beim Rundfunk, nicht unmittelbar thematisch ist. Und das wiederum liegt daran, dass die medial-abbildliche Übertragung beim Telefon zweisinnig ist: dass wir nicht in einen anderen Raum hineinzuhören meinen, sondern den Eindruck haben, uns mit dem jeweils anderen Telefonteilnehmer in einem geteilten und gemeinsam wahrgenommenen Raum zu befinden.

## 5. Wechselseitige und gleichzeitige Übertragung und die Veränderung des Kommunikationsbegriffs

### 5.1 Der luhmannsche Kommunikationsbegriff

Das Telefonieren ist aber nicht nur medial-abbildliche Übertragung wie beim Radio oder Phonographen, sondern es ist *wechselseitige* und *gleichzeitige* Übertragung. Durch diese spezifische Form der Koppelung zweier einsinniger Äußerungen wird der Richtungssinn der gedehnten Äußerung so sehr verdeckt, dass er für das Bewusstsein der Teilnehmer in der Erfahrung des Gesprächs gänzlich verloren geht. Für diese eigenartige Erfahrung des Verschwindens des Raumes in der Kommunikation über räumliche Entfernungen hinweg finden wir eine Analogie in der Entwicklung des Nachdenkens über menschliche Verständigung, nämlich in der Genese von Luhmanns Kommunikationsbegriff.<sup>16</sup> Handelt es sich um eine bloße Analo-

**16** | Zum Folgenden vgl. Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1990, S. 11ff.; ders.: Soziale Systeme, Frankfurt am Main 1984, S. 148ff.; ders.: Soziologische Aufklärung, Band 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

gie? Oder besteht ein engerer Zusammenhang zwischen diesen beiden Phänomenen – der Entstehung und Entwicklung einer Form des Kommunizierens, dem Telefonieren, auf der einen Seite und der Konzeption einer soziologischen Theorie darüber, wie uns menschliche Gesellschaft oder Mitmenschlichkeit im Allgemeinen gegeben ist?

Luhmann stellt Kommunikation als einen Prozess fortschreitender Differenzierung dar. Eine Differenz ist ein Unterschied. Ein Prozess der Differenzierung ist also ein Prozess zunehmender Unterscheidung. Grundlegend für Kommunikation ist nach Luhmann eine einzige, und zwar immer dieselbe Form des Unterscheidens, nämlich die von Information, Mitteilung und Verstehen. Aus ihr heraus sollen dann die wesentlich entwickelteren Formen des Sozialen zu begreifen sein.

Die Bedeutung der Begriffe »Information«, »Mitteilung« und »Verstehen« lässt sich an einem Beispiel erklären: Stellt man sich einen Mann vor, der sehr eilig seines Weges geht, so kann man sein Verhalten als Anzeichen dafür nehmen, dass er dringend irgendwohin will – aber er teilt das eben nicht unbedingt mit. Versteht ein anderer die Eile nun aber als Demonstration von Unansprechbarkeit, so sind in seinem *Verstehen* die ersten beiden Differenzen, die von *Information* und *Mitteilung*, schon gegeben. Die drei Unterscheidungen sind also: einmal *dass er so und so geht* – das ist die Information; dann dass er nicht »einfach so« geht, sondern *dass diese Handlung »etwas besagt«*, dass sich Information und Mitteilung also voneinander unterscheiden lassen; und schließlich *dass einer da ist, der diesen Unterschied beobachtet*. Aus diesen drei Momenten besteht die elementare Operation *Kommunikation*, durch die sich das soziale System erzeugt und erhält.

Die Begriffe *Information*, *Mitteilung* und *Verstehen* lassen sich als solche auch in den Rahmen einer traditionellen Theorie der Kommunikation stellen. Der Begriff der Information erscheint dann als moderne Fassung der Begriffe des Vorstellungs- oder Ausdrucksinhaltes oder der Empfindung. Mitteilung ließe sich als Vorgang der zeichenhaften Übermittlung eines Inhaltes erklären, der einem anderen nicht unmittelbar zugänglich ist. Und was Verstehen heißt, würde man darstellen, indem man sagt: Es handelt sich um das richtige Zuordnen von Erlebnissen zu einem wahrgenommenen Zeichenträger nach einer wie auch immer gegebenen Regel.

Von allen drei Erklärungen setzt Luhmann sich ab. *Verstehen* ist für ihn kein geistiger Akt der geregelten Zuordnung eines Erlebnisses zu einem gehörten oder gesehenen Zeichenträger, sondern ein Vorgang des Unterscheidens zwischen zwei Momenten: Mitteilung und Information. Beschrieben wird hier also ein Verhaltensmoment und kein Zustand eines Bewusstseins oder Ereignis innerhalb eines Bewusstseins. Der Vorgang der *Mitteilung* wird nicht als ein Akt der Übertragung gedacht, sondern als Setzung einer Unterscheidung zwischen dem, was mitgeteilt wird, und der Tatsache, dass etwas mitgeteilt wird. Und *Information* wird nicht als das Identische einer Aussage oder einer »Vorstellung« gedacht, sondern als

Gewahrung eines Unterschiedes interpretiert: Es ist, wie Luhmann im Anschluss an Bateson sagt, ein Unterschied, der einen Unterschied macht. Diese Bestimmung ist daher für das Verständnis des Kommunikationsprozesses vorrangig.

Wir gebrauchen den Ausdruck »Information« in der Alltagssprache gewöhnlich unterminologisch. Das gilt auch dort, wo er Spuren seiner Herkunft aus der mathematischen Informationstheorie trägt.<sup>17</sup> Wir bezeichnen durch ihn *entweder* einen *Vorgang* – die Tatsache, dass jemand etwas Neues erfährt, dass er eine Einsicht, ein Wissen gewinnt, dass ihm etwas mitgeteilt wird – oder einen *Gegenstand*: dasjenige, *was* ihm mitgeteilt wird, die Information als der Inhalt der Mitteilung, als das Mitgeteilte. Würde man uns weiter darum bitten, den Vorgang der Benachrichtigung genauer zu beschreiben, so würden wir davon sprechen, dass etwas jemanden (einen Empfänger) erreicht oder von ihm verstanden wird. Und würde man uns fragen, was das ist, die Nachricht, so würden wir vermutlich zwei Kandidaten nennen, die aber nur gemeinsam auftreten können: den materiellen Träger der Nachricht und das, was dieser irgendwie enthält, nämlich ein Wissen.

In dieser alltäglichen Redeweise lassen sich somit drei Momente unterscheiden, die im Begriff der Information als irgendwie zusammenwirkend gedacht werden: die Nachricht (der erfahrene oder mitgeteilte Inhalt), der Vorgang der Übertragung, und schließlich Sender und Empfänger der Nachricht. Die Nachricht wird als ein »Inhalt«, der Vorgang der Benachrichtigung als eine Übertragung oder Übermittlung von Wissen durch einen materiellen Träger dieses Wissens verstanden, und Sender und Empfänger der Nachricht stellt man sich normalerweise als menschliche Personen vor. In Luhmanns Gebrauch von »Information« gehen diese drei Bedeutungskomponenten mit ein. Sie werden aber auf spezifische Weise abgewandelt.<sup>18</sup> Erstens gibt Luhmann den Begriff des mitgeteilten Inhaltes gänzlich auf. Damit ändert sich die Darstellung desjenigen, was derjenige, der informiert wird, erhält oder wovon er erreicht wird. Zudem weist er die Charakterisierung des Informationsprozesses als einem Prozess von Übertragung zurück, sodass insgesamt nicht mehr zwischen dem Übertragenen und dem Vorgang der Übertragung unterschieden werden kann. Auf diese Weise verknüpft er die beiden Aspekte von Information, die gewöhnlich voneinander unterschieden werden – die Nachricht einerseits und den Vorgang der Benachrichtigung andererseits. Und schließlich ist bei ihm auch nicht mehr von »Sender« oder »Empfänger« die Rede. An ihre Stelle tritt das Modell zweier – psychischer oder sozialer – Systeme, die einander beobach-

17 | So etwa, wenn wir von unserer Gesellschaft als der »Informationsgesellschaft« sprechen oder wenn wir diejenigen Technologien, die für die gegenwärtige Entwicklung bestimmend sein sollen, als »Informationstechnologien« bezeichnen.

18 | Vgl. N. Luhmann: Soziale Systeme, S. 193f.

ten und in dem Sinne füreinander undurchsichtig und unberechenbar sind, dass jede Erwartung des einen von dem anderen erwartet (und getäuscht) werden kann: die Situation der doppelten Kontingenz.

## 5.2 Die doppelte Kontingenz und die Telefonkommunikation

Luhmann charakterisiert die Situation der doppelten Kontingenz als eine »sozial vollkommen unbestimmte«. Unbestimmt ist sie in zweierlei Hinsicht: Erstens ist für beide Beteiligte sowohl das eigene Verhalten wie auch das des Anderen vollkommen unbestimmt. Zweitens ist auch die Kommunikation insgesamt noch nicht festgelegt – sie hat noch keine Geschichte, an die sie anschließen kann. Zum Begriff der doppelten Kontingenz gehört nicht nur, dass Wissen und Unwissen des Einzelnen derart in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden können, dass die Unbestimmtheit als positiv charakterisiert werden kann. Es gehört auch dazu, dass es sich um eine Situation handelt, in der die Unbestimmtheit des Wissens jedes Einzelnen über den jeweils Anderen in der Situation der Begegnung mit dessen Unbestimmtheit beschrieben werden kann. Doppelte Kontingenz ist mehr als bloß die Kontingenz Einzelner, die sich verdoppelt. Doppelte Kontingenz ist eine Kommunikationssituation, und auch als Ausgangspunkt von Kommunikation soll sie als Kommunikationssituation gedacht werden können.

Wie können wir in der Anwesenheitssituation den Ausdruck »unbestimmt« erklären? Wir können getrennt über die Erwartungen Alters und Egos sprechen, wir können über geteilte Erwartungen beider in Bezug auf die Zukunft sprechen oder auch die Angelegenheiten aufzählen, von denen sie sagen, dass sie nichts oder nur Ungenaueres von ihnen wissen. Sehen wir uns nur die Komponente der wechselseitigen Erwartungen an: Sowohl für Alter als auch für Ego drückt sich das, was der Andere erwartet und worauf er hinauswill, in dessen gegenwärtigem Verhalten aus. Dazu können wir auch das sprachliche Verhalten rechnen. Das Verstehen solchen Verhaltens in der Anwesenheitssituation können wir als Handlungsverstehen und Ausdrucksverstehen charakterisieren. Sowohl Handlungsverstehen als auch Ausdrucksverstehen haben eine zeitliche Dimension. Es handelt sich immer um ein Verstehen zeitlicher Gestalten, ein Verstehen von Bewegungsformen. Das Verstandene hat einen Zeithorizont. Es ist nicht »momenthaft«, sondern Verlauf. Auch das Verstehen selbst hat zeitliche Gestalt; es ist selbst wiederum ein Verhalten.

Dementsprechend sind die Möglichkeiten, Unbestimmtheitserfahrungen auszudrücken und zur Sprache zu bringen, Momente einer gegebenen Situation. Ich kann mir, während ich jemandem gegenüber sitze, Gedanken darüber machen, wie er sich verhalten wird, wenn ich aus dem Zimmer gehe. Ich kann überlegen, ob der, der eine drohende Haltung einnimmt, mich tatsächlich schlagen wird. Ich kann diese Gedanken ausdrücken, indem ich sage: Ich weiß nicht, was er tun wird. Es lässt sich nicht bestimmen. Aber

immer wird diese Erwartung eine Erwartung sein, die aus der gegebenen Situation erwächst. Immer handelt es sich um eine Situation, in der die Erwartungen derer, die sich begegnen, schon Anhaltspunkte im gegenwärtigen oder gerade vergangenen Verhalten des Anderen haben. Sie bestimmen die Erwartungen in Bezug auf das zukünftige Verhalten mit. In der Anwesenheitssituation kann also erklärt werden, was es heißt, dass die Situation unbestimmt ist. Ebenso kann erklärt werden, was es heißt, dass unbestimmt ist, was mit Gründen erwartet werden kann. Es kann aber nicht die doppelte Unbestimmtheit – als Zusammenspiel der Unbestimmtheit der Erwartungen jedes Einzelnen – gedacht werden. Denn um diese zu erklären, muss die Erwartung und die Erfahrung der Unbestimmtheit von ihrer Bestimmung durch die Antworterwartung des Anderen abgelöst gedacht werden können.

Die gedehnte Äußerung dagegen ermöglicht es, zwischen zwei Arten von Unbestimmtheit zu unterscheiden. Auf der einen Seite die Unbestimmtheit der eigenen Äußerung: Daran, dass und wie ich überlege, wie der Andere auf meine zukünftigen Äußerungen wohl reagieren wird, merke ich, wie die Ungewissheit über seine Antwort meine Äußerungen bestimmt. Auf der anderen Seite die Ungewissheit über das Verhalten des Anderen: Ich merke, dass ich nicht weiß, wie er reagieren wird, und meine Spekulationen darüber haben in seinem Verhalten keinen Anhaltspunkt. Sie ermöglicht zudem die Unterscheidung zweier Zeitdimensionen von Unbestimmtheit: Es kann ungewiss sein, ob ein Brief deshalb nicht eintrifft, weil sich die Übertragungszeit verlängert hat oder weil er verloren gegangen ist. Dies ist für die Kommunikation auch unbedeutend. Die Zeit, die ein Brief gewöhnlich braucht, bis er ankommt, und die Zeit, die die Antwort braucht, sind daher, solange alles normal verläuft, unbedeutend. Die so erwartete Zeit ist gewissermaßen kommunikativ tote Zeit. Es kann aber auch ungewiss sein, ob der Andere überhaupt antwortet. Die Zeit, die dadurch vergeht, dass er seine Antwort verzögert oder dass nicht klar ist, ob er seine Antwort verzögert, ist kommunikativ bedeutsame Zeit – Wartezeit, in der Geduld oder Ungeduld etwas über meine Beziehung zum Anderen sagen.

Wie verändert sich nun die Situation, wenn wir die telefonische Kommunikation in Betracht ziehen? Wir können hier zwei Situationen unterscheiden: einmal die Situation, in der wir mit dem Anderen zwar telefonisch verbunden sind (also über eine Leitung verfügen, die wir jederzeit aktivieren können), aber nicht miteinander sprechen. Der Andere kann jederzeit anrufen. Das ist die für uns alltägliche Situation. In dieser Form sind uns nahezu alle Menschen »gegenwärtig«. Darauf werde ich später eingehen. Die zweite Situation ist die des eigentlichen Gespräches, die ich zunächst betrachte.

Beim Telefongespräch ist wie in der Anwesenheitssituation das Ausdrucksverhalten des jeweils anderen zeitlich gegenwärtig; aber anders als in



der Anwesenheitssituation ist es medial-abbildlich gegeben und so auf den Bereich des Akustischen reduziert. Die Trennung der eigenen Äußerung vom Ausdrucksverhalten (und damit vom Antwortverhalten) des Anderen bleibt damit erhalten, wenn auch modifiziert. Denn am Telefon (wie beim Briefeschreiben und anders als in der Anwesenheitssituation) ist das Antwortverhalten insgesamt intentional. Ich kann mich, während ich dem Anderen zuhöre, auch nicht verhalten, indem ich etwa nur zuhöre und keine bestätigenden, fragenden oder verneinenden Laute von mir gebe. Das ermöglicht es mir zu hören, ohne an meine Antwort zu denken: Es wird so möglich (wenn auch immer nur für eine begrenzte Zeit), die Rede des Anderen zu hören, als spräche er zu sich selbst oder zu einem imaginären Dritten. Ich kann also mein Zuhören über eine kurze Zeitspanne hinweg der Wahrnehmung des Anderen entziehen, mich im Zuhören ausruhen, ohne von der Erwartung des Anderen, die sich auf mein Zuhören bezieht, gehemmt oder bestätigt zu werden. Das Schweigen am Telefon ist ein anderes als in der Anwesenheitssituation. Es kann Unbestimmtheit andauern lassen.

Man kann nicht nicht kommunizieren, schreibt Watzlawick, und darin pflichtet Luhmann ihm bei. Aber um zu bestimmen, was Kommunikation ist, gehen beide von einer Situation aus, in der noch nicht kommuniziert wurde. Diese Situation gleicht insofern dem telefonischen Schweigen, als dort das Schweigen tatsächlich ein Schweigen des Ausdrucksverhaltens insgesamt ist – ein Schweigen des Ausdrucksverhaltens, das nicht in irgendeinem Ausdruck erfüllt und von ihm unterlaufen wird. Anders als das Denken an jemanden oder das Schweigen, das durch die Wartezeit in der brieflichen Kommunikation entsteht, ist es ein Schweigen in gemeinsam erlebter Gegenwart – in der Gegenwart einer gleichsam angehaltenen Äußerungsmöglichkeit, die Gegenstand einer gemeinsamen und geteilten Erfahrung wird.

### **5.3 Das Telefonieren und die Erklärung der Verwendung der Begriffe »Kommunikation« und »Doppelte Kontingenz«**

Für die Erklärung der Situation der doppelten Kontingenz ist erforderlich, dass das eigene Verhalten als unbestimmt in Bezug auf das ebenso unbestimmte Verhalten des Anderen erfahren oder gedacht werden kann. Das erfordert, dass sich die Unbestimmterfahrung speziell auf das Verhalten des Anderen und nicht etwa auf die Unbestimmtheit der Zukunft allgemein bezieht. Gegenüber der zeitlich gedehnten Äußerung ist beim Telefonieren nicht unbestimmt, wie sich der Andere verhalten wird; unbestimmt ist vielmehr sein gegenwärtiges Verhalten, während er zuhört. Die telefonische Kommunikationsform lässt die tote Zeit zusammenschmelzen, ganz gleich, ob wir sie innerhalb oder außerhalb des Telefongesprächs betrachten. Die Ungewissheit bezieht sich damit allein auf das Verhalten des

Anderen, auf das, was er gegenwärtig tut und was seine Nichtäußerung meiner Rede gegenüber bedeutet.

Eine Situation ist charakterisiert durch die in ihr gegebenen Möglichkeiten: Möglichkeiten, etwas zu tun, oder Möglichkeiten, dass etwas geschehen kann. Der Raum, in dem sich das Telefon befindet, ist durch die Möglichkeit, das Telefon zu benutzen, ein besonderer Raum. Man kann angerufen werden oder auch nicht. Beschreiben wir die Veränderung der Möglichkeitsstrukturen, die eine Lebenssituation durch das Telefon erfährt, allein von den Verhaltensmöglichkeiten eines Einzelnen her, so bekommen wir die Veränderung der »Stimmung«, die diese Situation erfährt, nicht in den Blick. In dieser Perspektive ist »jemanden anrufen« etwa gleichbedeutend mit: die Schublade öffnen, einen Tee kochen, ein Buch aus dem Regal nehmen und lesen. All das sind Möglichkeiten, sich zu beschäftigen oder etwas zu tun, und sie alle liegen gewissermaßen gleichberechtigt nebeneinander; zwischen ihnen hat man zu wählen. Durch diese Möglichkeiten erfahren wir die Dinge als in einem spezifischen Sinne »gegenwärtig«; sie sind nicht einfach raum-zeitlich nahe, sondern bedeuten vielmehr »Handlungsmöglichkeiten«, die unsere Situation bestimmen.

Es ist eine alltägliche Erfahrung im menschlichen Leben, dass Verhalten Auswirkungen hat, die über den eigenen Erfahrungsbereich hinausreichen. Ich werfe einen Stein, der jenseits einer Mauer auftritt; ich sehe nicht, was er anrichtet. Ich schalte die Waschmaschine an; zwei Stunden später platzt der Schlauch, und während ich nicht da bin, läuft das Wasser in die Wohnung des Nachbarn, der unter mir wohnt. Ich habe jemandem ein Geheimnis verraten, und während ich zu Hause sitze, sagt der, dem ich es verraten habe, mein Geheimnis einer anderen Person an einem anderen Ort weiter; ich weiß, dass das geschehen wird, und denke daran. In diesen Beispielen fallen raumzeitliche Gegenwart und Verhaltensgegenwart zusammen. Die Handlung hat Wirkungen in eine Zukunft hinein, die unbestimmt ist. Der Steinwurf geht von mir aus, und wie weit mein Handlungsraum reicht, hängt davon ab, wie weit ich werfen kann. Es ist kein Zufall, dass die Wirkung der Handlung »in der Ferne« als gleichzeitig, die Handlung selbst aber als vergangen erfahren wird. Die Handlungswirkung, die nicht in der raumzeitlichen Gegenwart erfahren wird, ist zwar »gleichzeitig«, aber eben nicht gegenwärtig. Dagegen ist der Andere, den ich anrufen kann, auf eine hervorgehobene, unmittelbar relevante Weise »gegenwärtig«. Er ist »gleichzeitig« mit mir, aber eben nicht in dem Sinne, dass er zum gleichen Zeitpunkt wie ich dieses oder jenes tut, sondern insofern, als sein Verhalten jederzeit auch auf mich hin als bedeutsam verstanden werden kann – und umgekehrt gilt dies auch.

Diese Situation gleicht folglich weniger der Situation voneinander entfernter Menschen, die einander besuchen oder Briefe zuschicken können, als vielmehr einer Situation, in der verschiedene Personen in einem Raum anwesend sind, sich aber auf verschiedene Tätigkeiten konzentrieren und

so einander nicht ansprechen, aber andauernd füreinander ansprechbar sind. Das heißt aber, dass nicht nur das Ansprechen, sondern auch das Nichtansprechen affektiv bedeutsam werden kann; und das wiederum bedeutet, dass die, die so »mit« gegenwärtig sind, mein Leben affektiv mit rhythmisieren können. Die Zeit, die ich erlebe, ohne dass Anrufe kommen, ist also nicht allein erlebte oder allein verbrachte Zeit; die Anderen sind in ihr bedeutsam, und sie sind in diesem Gestalten oder Nichtgestalten der Zeit gegenwärtig.

Wie bereits erwähnt, hat Watzlawick darauf aufmerksam gemacht, dass zwei Menschen, die in einem Bereich geteilter Wahrnehmung zusammen sind, nicht nicht kommunizieren können. Die telefonische Ausgangssituation bietet nun zwei Möglichkeiten des Verständnisses. Wir können sie so beschreiben, dass Kommunikation durch das Klingeln des Telefons eröffnet und dass sie beendet wird, wenn die Hörer aufgelegt werden. Wir können aber auch das Klingeln oder Nichtklingeln selbst zur Kommunikation zählen. In diesem Fall ist nun auch die Situation, in der nicht telefoniert wird und nur die Möglichkeit des Telefonierens besteht, eine kommunikative Situation. Gewöhnlich neigen wir zu dem ersten Verständnis. Aber auch die zweite Möglichkeit ist nicht nur eine theoretische. Das zeigt sich nicht nur an den Erfahrungen, die wir machen, wenn wir auf Anrufe warten und das Telefon daraufhin beobachten, ob es klingelt oder nicht (und so durch dessen Verhalten das Verhalten des Anderen beobachten). Es zeigt sich auch nicht allein in den Situationen, in denen wir uns dadurch gedrängt fühlen, dass wir wissen, dass der Andere auf unseren Anruf wartet. Es zeigt sich vor allem an der Sinnesänderung, die eine Umgebung dadurch erfährt, dass uns die Möglichkeit genommen wird, andere telefonisch zu erreichen.

Nun könnte man einwenden, dass wir abwesende Andere auch dann beobachten, wenn wir auf ihre Briefe warten oder wenn wir vermuten, dass sie auf unsere Briefe warten. Aber hier bezieht sich das Warten doch immer auch auf eine vergangene Handlung des Anderen. Auch wenn sich hier, je mehr die gedehnten Äußerungen institutionalisierte Form haben, die (semantiserte und affektiv besetzte) Wartezeit von jener »toten« Zeit trennt, die die Äußerung benötigt, um ihren Weg zum Empfänger zurückzulegen, wird der Andere in seinem Verhalten nicht unmittelbar wahrgenommen. Diese wechselseitige Wahrnehmung, die sich auch zuträgt, wenn die Hörer aufgelegt bleiben, wirkt im Vergleich zur Anwesenheitssituation oder unmittelbaren Gesprächssituation am Telefon doch eigentümlich reduziert. Denn wahrgenommen wird der Andere hier allein auf eine einzige Verhaltensalternative hin: entweder anzurufen oder nicht anzurufen. Gewöhnlich wird diese Alternative als Alternative zwischen der Aufnahme und dem Abbruch von Kommunikation beschrieben. Sie ist jedoch Beschreibung der Gegebenheitsweise aller Personen, die telefonisch erreichbar sind. Erreichbar sind sie in jedem Moment – und es ist die Nichterreichbarkeit, die nun nach einer Erklärung verlangt. Insofern wird mit der Implementierung der

telefonischen Kommunikation die Unterscheidung von Sender und Empfänger universalisiert, denn jeder kann jederzeit Sender und Empfänger sein. Sie wird aber zugleich obsolet, weil bereits die Situation, dass jemand nicht anruft, gegenwärtiges Verhalten zu allen anderen hin ist. Sie verschwindet also gewissermaßen gerade durch ihre Universalisierung. Mit ihr kann jeder Kommunikationsabbruch noch als Kommunikation verstanden werden, und Kommunikation ist das einzige Ereignis, das seine Grenzen selbst setzt.

## 6. Sprachphilosophie als Medienphilosophie

In allen hier dargestellten Fällen ging es um das Verhältnis zweier Bereiche: Auf der einen Seite um die Praktiken der Dehnung von Äußerungen, auf deren Geflecht sich zurückführen lässt, was wir gewöhnlich als »technische Medien« beschreiben; und auf der anderen Seite um Theorien, in denen elementare Strukturen unserer Erfahrung beschrieben werden: Sätze und Zusammenhänge von Sätzen, in denen wir zum Ausdruck bringen, was es bedeutet, dass und wie wir Gegenstände – zu denen wir selbst auch gehören – in einer besonderen »räumlichen« Art von Zuordnung zueinander erfahren.

Meine Erklärung zielte auf einen bestimmten Zusammenhang zwischen diesen beiden Bereichen. Ich habe zu skizzieren versucht, dass verschiedene Begriffe, die für das Verständnis des Verhältnisses von Raum und Kommunikation maßgeblich geworden sind, in ihrer Verwendung auf die Praktiken gedehnter Äußerungen zurückweisen. Zu den Voraussetzungen für die Erklärung des Begriffs des »phänomenalen Raumes«, wie er von Bollnow und Heidegger entwickelt wurde, gehören die Praktiken des Übertragens akustischer Abbildlichkeit, also Radio, Phonograph und Telefon; und zu den Voraussetzungen für die Erklärung des luhmannschen Kommunikationsbegriffs gehören das Telefon und die Praktiken, die sich im Zusammenhang mit dieser Technik entwickelt haben: etwa die Übersetzung von medialen Abbildern in Informationen und die Erzeugung der Erfahrung absoluter Unbestimmtheit in der Wahrnehmung der Gegenwart einer Person, wie sie erst durch die telefonische Kommunikation bereitgestellt wird.

Was ist hier mit »Voraussetzungen« gemeint? Um was für einen Zusammenhang handelt es sich? Einmal handelt es sich um einen historischen Zusammenhang, um eine Art von kausalem Zusammenhang zwischen der Entstehung bestimmter Theorien und einer Reihe von Voraussetzungen, ohne die diese Theorien nicht hätten formuliert werden können, ohne die sie nicht hätten verständlich und plausibel gemacht werden können.

Wenn wir diese Erklärung akzeptieren, werden wir durch sie aber auf einen weiteren und zumindest für die Philosophie interessanteren Aspekt aufmerksam: auf einen engen Zusammenhang zwischen unseren Begriffen von Sprache und Kommunikation und den Formen des Andauernlassens und Dehnens von Äußerungen. Dies muss uns zu einem neuen Nachdenken darüber führen, was Sprache ist und was es heißt, sich sprachlich zu äußern. Die Frage, ob die Dehnung oder das Andauernlassen von Äußerungen ein äußerliches Moment dieser Äußerungen ist oder auf eine Weise, die noch näher bestimmt werden müsste, zu ihrem Sinn gehört, weist nicht nur über die gegenstandstheoretischen und mentalistischen Bedeutungstheorien hinaus, sondern auch über die verwendungstheoretischen, strukturalistischen und dekonstruktivistischen. Hier liegt eine der wesentlichen Herausforderungen für die gegenwärtige Medienphilosophie – die Frage danach, was Sprache ist, was »Satz« oder »Bedeutung« heißt, im Lichte des Nachdenkens über die Formen des Andauerns und Dehnens von Äußerungen neu zu stellen. Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Veränderung der Raumbegriffe und der Entwicklung der Kommunikationstechniken führt uns somit zu der Aufgabe, die Raumzeitlichkeit sprachlicher Äußerungen selbst auf eine neue Weise in Betracht zu ziehen.

